Protestantenblatt

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

36. Jahrgang des „Deutschen Protestantenblattes". **7. Jahrgang des „Protestant".**

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben durch **R. Emde** (Bremen) und **M. Fischer** (Berlin).

Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten (**Postzeitungs-Katalog Nr. 6244a**), sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie auch der Verleger entgegen.
(Bei direkter Zusendung unter Kreuzband kommen zum Abonnementspreis noch 40 Pfg. Porto-Auslagen pro Quartal hinzu.)

Anzeigenpreis pro 4 gespaltene Petitzeile ... 30 ₰
do. „ 2 „ Reklamezeile (direkt unter dem redaktionellen Teil) ... 80 ₰
Rabatt dem Umfang des Auftrags entsprechend. — Inserate nehmen außer dem Verlag, sämtliche Annoncenexpeditionen entgegen.

Erscheint jeden Sonnabend. **Nr. 33.** Vierteljahrspreis 1 M. 50 ₰

Berlin **15. August 1903** **Bremen.**

Inhalt: Seid barmherzig. Von Th. — Das Christusproblem. II. Von H. Weinel. — Die römisch-katholische Kirche als Erzieherin der Germanen. Von Rahlwes. — Die Zukunft des Protestantismus. I. Von Dietrich Graue. — Umschau. (Hamburg.) — Kirchliche Nachrichten. — Anzeigen.
Feuilleton: Marie Durant. II. Von Karl Lamb.

Seid barmherzig!

Luk. 6, 31—42.

Seid barmherzig, gebietet uns Jesus Christus. Seine Apostel haben die gleiche Mahnung oft wiederholt. Nie genug mag das in christlicher Gemeinde geschehen, um der Not der Brüder willen, denn sie ist groß, um unserer selbst willen, denn die christliche Religion ist eine Religion der Barmherzigkeit, und Übung darin fördert auch das christliche Leben. Sie wird auch viel geübt, diese christliche Tugend. Kranken und Armen, Obdachlosen und Verlassenen schafft sie Heimstätten, sie nimmt sich der Elenden und Leidenden an. Wo eine Not sich zeigt, steht sofort auch die Barmherzigkeit bereit zu helfen.

Doch sind auch die Menschen barmherzig, wenn ihre Werke es sind? Sprießt nicht aus unreiner Gesinnung manches gute Werk. Gibt es nicht gerechte Werke genug, ohne daß Gerechtigkeit in denen wohnt, die sie vollbringen? Nicht jedes Wohltun ist Barmherzigkeit, und nicht jeder Wohltäter barmherzig. Jesus wußte das. So gab er uns in seinen Worten einen sicheren Maßstab der Beurteilung. Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist. Gott gibt ohne unser Verdienst, ohne daß wir es ihm wiedervergelten können. Er ist es nicht um seinetwillen, vielmehr um unsertwillen. Selbst über die Undankbaren und Boshaften ist er gütig. Er vergißt alle Ansprüche, die er als Herr und Richter an seine Geschöpfe hat, und gedenkt nur der Not derer, die ohne ihn verloren gehen müßten. Er hat uns zuerst geliebt, ohne unser Verdienst und Würdigkeit. Christliche Barmherzigkeit kann dort nur sein, da man sich selbst vergißt, da man verlernt hat, etwas für sich zu wollen, und allen ein Helfer zu sein uns eine Lust geworden ist und ein gewaltiges inneres Muß. So war auch der barmherzig, der, leidend am Kreuze, für seine Feinde beten konnte: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie tun, der nach seinem eigenen Urteil gekommen ist, nicht daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele und das in einem reichen Leben bewährt hat.

Wie anders, was heute den Namen Barmherzigkeit trägt. Sich suchen die Menschen, indem sie anderen dienen, es sieht aus wie Barmherzigkeit und ist nichts anderes denn Betrug und Sünde. Die Übung dieser Tugend soll einen Namen ihnen machen vor den Menschen, Ehre ihnen eintragen, die gesellschaftliche Stellung begründen und befestigen, bei andern ist sie Modesache, gehört zum guten Ton, zu den gesellschaftlichen Pflichten, denen man sich nicht gut entziehen kann. Die Menschen nennen das Barmherzigkeit. Ob nicht Jesus wieder, wie einst zu den Pharisäern, sagen würde: „von außen scheint ihr vor den Menschen fromm, aber inwendig seid ihr voller Heuchelei und Untugend"? Darum hat er gefordert barmherzige Menschen und nicht barmherzige Werke. Seid barmherzig.

Th.

Das Christusproblem.

II.

2. Die Kritik der Evangelien.

Einen Beweis für die Notwendigkeit, den in allen altchristlichen Schriften, vornehmlich in den Evangelien, als historische Person dargestellten Jesus als eine Allegorie zu nehmen, könnte erst dann erbracht werden, wenn gezeigt würde, daß dieser Jesus in seiner Zeit und Umgebung einfach undenkbar sei, daß die Evangelien überall nur durch Allegorien verständlich würden.

Diesen Beweis will Kalthoff zuerst so erbringen, daß er dartut, die Evangelien seien nichts anderes als Apokalypsen, d. h. Bücher, in denen eine geschichtliche Wirklichkeit in symbolischer Verkleidung dargestellt wird. Er leitet diesen Versuch mit folgenden Worten ein:

„Steht es aber fest, daß die ganze altchristliche Literatur, bis zu den Episteln des Neuen Testaments, in der Person Christi die Idee der werdenden Kirche darstellt, so dürfte der Schritt kaum noch gewagt erscheinen, auch den Christus der Evangelien unter dem gleichen Gesichtspunkte anzuschauen."

Wir haben gesehen, daß die Voraussetzung keineswegs „feststeht", sondern eine hinfällige Behauptung ist, und könnten deshalb vielleicht den „gewagten Schritt" auf sich beruhen lassen. Dennoch sei auch dieses Stück des Beweisganges für sich geprüft. Es ist freilich schwer, Nichttheologen, die kaum die Offenbarung Johannis, geschweige denn eine andere Apokalypse zu kennen pflegen, einen lebendigen Eindruck von der gänzlichen Unrichtigkeit der Behauptung Kalthoffs zu geben. Ich will nur einige Hauptpunkte berühren.

Kalthoff sagt, nach Form und Inhalt seien Evangelien und Apokalypsen miteinander verwandt. Zunächst der Inhalt: Ohne Zweifel hat Kalthoff recht, wenn er in den Evangelien und in den Apokalypsen eine verwandte Weltanschauung konstatiert (S. 33 f.). Das hat die „liberale" Theologie vor ihm längst und besser getan. Aber was beweist das? Doch nicht, daß Evangelien und Apokalypsen dasselbe sind! Sind Goethes Dramen alle Lustspiele, weil sie alle dieselbe Weltanschauung ausdrücken? Jene Übereinstimmung beweist

doch nur, daß sie in einer und derselben Zeit von Männern ähnlicher Weltanschauung geschrieben sind. Nun die Ähnlichkeit der Form. Was darüber auf S. 32 f. hinter der Charakteristik der Apokalyptik, die in keiner Weise dem Wesen dieser Literatur gerecht wird, gesagt ist, genügt durchaus nicht. Es sind zwei Argumente: 1) ein Angriff auf die Theologie: sie weigere sich nur aus „scholastischen Bedenken“, diese Identifikation vorzunehmen, 2) der Schluß: die altchristlichen Schriftsteller haben das Schreiben in der Synagoge gelernt, dort stellt man manchmal Kollektiveinheiten als Personen dar, ebenso tut man es manchmal in der alten Kirche — also ist Christus auch Bild, eine Kollektiveinheit!

Hätte Kalthoff seine These beweisen wollen, so hätte er zeigen müssen, daß die Evangelien formelle Merkmale wirklich mit der Apokalyptik gemein haben. Aber es ist davon genau das Gegenteil der Fall. Z. B. die Apokalypsen stellen auch Geschichten von Königen und Statthaltern dar, aber niemals direkt, sondern immer im Bild: Könige sind Hörner, Diademe, große Tiere u. a. Es gibt kein Beispiel dafür, daß Apokalypsen die Namen von Königen nennen wie Herodes. Die Apokalypsen erzählen auch Geschichten der Vergangenheit, aber stets als Weissagung, als uralte Prophetie und stets in verhüllter Gestalt. Jesus und die Pharisäer, die Sadduzäer und Kaiphas — alles undenkbar in einer Apokalypse. Man lese einmal Offbg. Joh. 12, um zu sehen, wie von „Jesus“, Kap. 13 und 17, um zu sehen, wie vom römischen Kaiser, von Rom und von Statthaltern gesprochen wird. Kein einziges Merkmal trifft auf die Evangelien zu. Unsere Evangelien sind so wenig Apokalypsen, daß sie eine kleine Apokalypse in sich enthalten (Mark. 13, Matth. 24, Luk. 21). Das ist deutlich Weissagung und Geheimnis (Mark. 13, 4), aber die Erzählung von Jesus bietet nichts derart. Den Beweis ist Kalthoff absolut schuldig geblieben.

Wir wenden uns also dem zweiten Teil der Argumentation zu, in welchem gezeigt werden soll, daß die Evangelien in der Tat nicht zu erklären seien als geschichtliche — oder überwiegend geschichtliche — Bücher, weil sie auf historisch unmöglichen Vorstellungen von Palästina und den Verhältnissen in diesem Lande fußten, während sie wohl als Produkte römischer Juden begreiflich seien.

Ich gehe nicht auf alle, sondern nur auf die bedeutendsten Ausstellungen ein, die Kalthoff an den Evangelien macht.

W. Brandt habe bewiesen, daß die Leidensgeschichte der Evangelien unmöglich der Geschichte entsprechen könne. Nach Markus, Matthäus und Lukas nämlich ist Jesus an dem ersten Feiertag des Osterfestes gekreuzigt worden, das schon am Abend vorher mit dem Essen des Lammes eingeleitet ward. Eine Gerichtssitzung des jüdischen Synedriums und alle Geschäftigkeit der Juden in dieser Nacht und am folgenden Tage vertrage sich aber nicht mit der jüdischen Feiertagsheiligung und sei darum unmöglich. Das ist richtig, und ich will nicht den Ausweg gehen, daß ich auf das Johannesevangelium verweise, nach dem Jesus einen Tag früher gestorben ist. Die Darstellung der Synoptiker scheint mir aber aus zwei Gründen doch auch gegenüber diesem Argument aufrecht erhalten werden zu müssen. 1) Wir wissen nicht so genau, was während der Feiertagsruhe möglich war und was nicht; außerdem haben die Haupttätigkeit nicht Juden, sondern Heiden an jenem Tage entwickelt. 2) Unsere Evangelisten, zumal wenn sie, wie Kalthoff meint, römische Juden waren, wußten doch so viel wie wir von jüdischer Feiertagsheiligung auch. Wie hätten sie auf den Gedanken kommen können, sich bei der Erfindung der Geschichte Jesu selber solche Schwierigkeiten zu machen, oder traut man ihnen die Gedankenlosigkeit zu, diese Schwierigkeiten zu übersehen? Und die Gedankenlosigkeit müßte so groß gewesen sein, daß sie sich die deutlich von Johannes betonte Parallele Jesu mit dem Passahlamm entgehen ließen, welche sie noch obendrein gehabt hätten! Man hat im Gegenteil anzunehmen, daß eine gute und ganz feste Überlieferung diese „Schwierigkeit“ bot, daß es den Gemeinden feststand, daß Jesus selbst noch das Passahlamm gegessen hatte und in der Nacht darauf verhaftet worden war.

Auch die Geographie der Evangelien soll nach Kalthoff eine unmögliche sein (S. 43). Der Widerspruch, den Johannes und die Synoptiker bieten, indem dort Jesus mehrere Male nach Jerusalem kommt, hier nur einmal, ist längst entdeckt und erklärt. Kalthoff kann seine Erwähnung auch kaum ernst

Marie Durand.

Eine Heldin des Glaubens.

II.

Besonders waren es die Frauen, welche für ihren evangelischen Glauben eingetreten sind. Sie haben das heilige Feuer des Evangeliums gehütet und gepflegt, sie bildeten bei den Versammlungen bei weitem den größten Teil der Zuhörer. Es war unvermeidlich, daß auch sie ein volles Maß der Strafen traf, welche den Protestanten angedroht waren. Besonders die Teilnahme an Versammlungen führte sie in die zahlreichen Gefängnisse, die zu ihrem Aufenthalt bestimmt waren, oder in Klöster und Hospitale. Ein besonders gefürchtetes Gefängnis war der Turm von Aignes-Mortes. Er hat in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts immer neue Gefangene beherbergt. Sie entstammten meistens dem Handwerkerstand aus den südlichen Gegenden Frankreichs. Seit 1730 finden wir auch Marie Durand unter ihnen.

Marie Durand war gebildeter als die meisten ihrer Leidensgenossen. Ihr Verbrechen, das sie in den finstern Turm brachte, war kein anderes, als daß „sie die Schwester eines Geistlichen war“. Sie wurde bald das Haupt dieser Gefangenen-Kolonie, die Pflegerin des geistigen und religiösen Lebens des vereinsamten Kreises und in den Augen der anderen noch gehoben durch das Martyrium ihres Bruders. Sie führte im Namen aller die Korrespondenzen, sie pflegte die Kranken, las aus der Bibel vor und war die Trösterin und Leiterin der kleinen Gemeinde durch ein Menschenalter hindurch. Mit unerschütterlicher Standhaftigkeit hat sie an ihrem Glauben festgehalten, obwohl ihre Zuversicht und Freudigkeit auf die härteste Probe gestellt ward, die nur eine Frau bestehen kann.

Furchtbar waren die Leiden, welche die Unglückliche 38 Jahre lang erdulden mußte. Schon der finstere Raum, in dem die Gefangenen sich aufhielten, schwächte ihre körperliche und geistige Kraft. Nur spärlich war das Licht, welches durch die engen vergitterten Schießscharten fiel; ungehindert sandte der Wind seinen eisigen Hauch durch das fensterlose Gemäuer. An den Wänden des Saales entlang waren die ärmlichen Lagerstätten aufgestellt und eine Vertiefung in der Mauer — nahm die zahlreichen Kranken auf. Niemals durfte man die Plattform des Turmes betreten. Und zu diesen äußeren Leiden kamen die inneren. In monotoner Einförmigkeit vergingen die Tage des Gefängnislebens. Da war nichts, was die traurige Öde des Daseins erhellte. Das Leben war eine Kette von Entbehrungen und Leiden. Und zu dem eigenen Schmerz kam das Mitgefühl mit dem Schmerze der anderen. Da sah man Kraft und Gesundheit, Jugend und Frohsinn schwinden; Frauen verzehrten sich in der Sehnsucht nach ihrem Gatten, der in der Regel auch gefangen gehalten ward — junge Bräute waren in grausamer Weise auf immer von ihren Verlobten getrennt. Die fortgesetzten Unglücksschläge, die äußeren und inneren Leiden untergruben Gesundheit und Geisteskraft. Nur das Nötigste erhielten die Gefangenen vom Staate — z. B. täglich für einen Sous Brot. Der Mangel an gutem Wasser verursachte zahlreiche Krankheiten. Die meisten waren von Haus aus bitterarm, den andern ward ihr Vermögen eingezogen.

In diesem Kreise schwanden für Marie Durand die Jahre freudlos dahin. Als ein blühendes Mädchen war sie in den Turm gekommen, — Jugendkraft und Frohsinn hatte sie während der langen Haft eingebüßt. Aber ihren teueren Glauben verleugnete sie nicht. Dieser Glaube war es, der sie über die Trostlosigkeit ihres äußeren Lebens hinweghob, in ihm hat sie das Hochgefühl empfunden, das den Menschen über diese Welt

gemeint haben. Denn daß Johannes Jesus mehrmals nach Jerusalem kommen läßt, ist doch keine „geographische Schwierigkeit“! Ebensowenig, daß nach Lukas Jesus einen großen Teil seiner Reden in „Samaria“ (richtiger auf der Reise nach Jerusalem) gesprochen hat. Schon längst ist das beobachtet und richtig damit erklärt worden, daß Lukas eine Quelle, die ihm vorlag, zu einem großen Teil hierher gestellt hat, in Verlegenheit, ihren Inhalt anderswo unterzubringen. Es sind in seiner Quelle gar nicht auf der Reise gesprochene Worte gewesen. Das einzige, was Kalthoff wirklich hier hätte anführen dürfen, ist die Tatsache, daß einzelne Ortsnamen, die in der Geschichte Jesu eine Rolle spielen, sonst nicht erwähnt werden, darunter Nazareth selbst. Aber wer will daraus, daß einige galiläische Dörfer zufällig in jüdischen Schriftstellern der Zeit sich nicht finden, eine Schwierigkeit machen, die verbieten soll, Jesus für eine geschichtliche Person zu halten? Nazareth wird wohl eine „Stadt“ genannt, aber es war eine Stadt, wie so viele „Städte“ in der Bibel, nur auf Grund einer ungenauen Übersetzung. Auch hier muß man doch fragen, warum sollten, sagen wir hundert Jahre nach Pilatus, die Christen ihren Jesus aus einer „Stadt“ herleiten, die es gar nicht gab? Gab es denn in Palästina keine Christen und keine Leute, die sofort hätten widerlegen können, was man über die Herkunft des Christus behauptete?

Weiter sucht Kalthoff die Glaubwürdigkeit der Evangelien dadurch zu bestreiten, daß er den Satz ausspricht: „Dafür, daß die biblischen Evangelien außerhalb Palästinas verfaßt sein müssen, spricht auch die Sprache derselben. Das Griechische der Evangelien ist zweifellos original, nicht eine Übersetzung aus dem Aramäischen“ usw. Daß die Evangelien nicht in Palästina geschrieben sind, ist doch wahrhaftig keine neue Wahrheit, und nicht erst H. Holtzmann, der hier einmal mit Beifall citiert wird, sondern die ganze alte Kirche hat z. B. behauptet, daß das Markusevangelium im Rom geschrieben sei. Der zweite Satz über das Griechisch der Evangelien ist dagegen einfach falsch, und man fragt sich vergeblich, wie ein Theologe nach den Nachweisungen von Arnold Meyer, Wellhausen, Dalman u. a. einen solchen Satz schreiben konnte. Überall schimmert das Aramäische und das Nichtgriechisch-Semitische der Sprache Jesu noch heute durch, so sehr, daß heute von allen Forschern auf dem neutestamentlichen Gebiet ein stetiges Zurückgehen auf das Aramäische in erster Linie verlangt wird. Wenn auch „die Wissenschaft darüber einig ist“, daß Matthäus nicht eine Übersetzung aus dem Aramäischen ist, so ist sie doch ebenso darüber einig, daß der Kern der Reden Jesu ursprünglich aramäisch überliefert worden ist.

Nun sollen in den Evangelien bestimmte Erzählungen nach Rom weisen. Angenommen, es wäre so, was wäre damit bewiesen? Doch nur, daß einzelne Erzählungen entweder in „Rom“ entstanden oder umgebildet worden sind, wie das die vielgeschmähte historische Theologie immer angenommen hat, wenn sie auch nicht gerade an die Stadt Rom allein dachte. So bei der Geschichte von der Verheißung an Petrus, daß auf ihn die Kirche erbaut werden solle (Matth. 16, 16 ff.) und von der Münze im Maul des Fisches, die beide schon vor Kalthoff als in römischer Absicht geschriebene Einsätze aufgefaßt worden sind. Kalthoff fügt die Geschichte vom Zinsgroschen hinzu (S. 44—46). Doch sind die Argumente, die Kalthoff, zumal bei der letzten Geschichte (S. 48) anführt, nicht überzeugend.

Nach Rom weise ferner die Anrede „Kyrios“, Herr, für Christus. Als ob man nicht in Syrien genau so gesprochen habe! Was Friedländer nachgewiesen hat, ist doch nur, daß diese Anrede in Rom erst in der Kaiserzeit allgemein wird; über Syrien steht doch bei Friedländer nichts. Mar, Herr, war aber auch dort die ehrende Anrede etwa für einen Lehrer. — Andererseits finden sich in den Evangelien schon Stellen, die unter dem Herrn viel mehr als den „Meister“ und auch als „den idealen Sachwalter und Schutzherrn“ Kalthoffs verstehen, nämlich den himmlischen „Herrn“. Aber wer wollte deshalb die Evangelisten für ganz unglaubwürdig erklären, weil sie ihren Sprachgebrauch hier und da einmal in Jesu Zeit hineintragen oder von dem „Herrn“ erzählen. Das hat die historische Theologie immer berücksichtigt.

Ferner sollen die sozialen Zustände, die in den Evangelien geschildert werden, nur auf die Agrarverhältnisse Italiens, nicht auf die Palästinas passen. Gerade in diesem

---

erhebt. Ihr Glaube war es, der den Sieg feierte über alle bangen Sorgen und Nöte, über alle Verzagtheit ihres bedrückten Gemütes, über die niederdrückenden Erfahrungen des Lebens. In allen ihren Briefen, die sie aus der Gefangenschaft an Paul Rabaut, den Pastor der „Wüste“, schrieb, tritt uns dieser starke Glaube entgegen. Sie teilt darin ihre Angelegenheiten mit, ihre Befürchtungen und Hoffnungen und Ermutigungen. Diese Korrespondenz war ein großes Mittel des Trostes und der christlichen Resignation für sie. Es ist das Einzige, was ihr dunkles Dasein erhellte. Sie gibt ihrer Freude darüber wiederholt in der rührendsten Weise Ausdruck. „Mein sehr teuerer Pastor in Jesus Christus“ — schreibt sie in einem Briefe vom 4. Februar 1760 — „ich schmeichle mir sehr, daß Ihnen der Empfang meines Briefes Freude bereitet hat. Das ist ein Entzücken für mich, daß mein Pastor, den ich achte und aufs innigste liebe, dem Aufmerksamkeit schenkt, was seine kleine Gefangene sagt. Diese Gunst tröstet mich und läßt mich meine Leiden mit Geduld ertragen.“

Wiederholt bringt sie in ihren Briefen an Paul Rabaut ihre ungeheuchelte Frömmigkeit, ihren starken Glauben zum Ausdruck. Ihr Bekenntnis war nicht bloß ein angelerntes, sie war davon tief berührt. Ihr Herz pulsierte nur für das Eine, für ihren Gott, für das Evangelium, für das Heil ihrer Seele. Sie ist von dem vollen Glanz evangelischer Märtyrerfreudigkeit überstrahlt. Was der christliche Glaube Stärkendes und Tröstendes hat, tritt uns in ihr entgegen. Sie hat in den langen Leiden der Glaubenskämpfe und Verfolgungen gelernt, alle irdische Größe für nichts zu achten und Gott allein die Ehre zu geben. In ihr verkörperte sich der ernste, kraftvolle Charakter des Calvinismus, so daß sie als Schmuck und Trost ihrer Glaubensgenossen dastand. Sie ist eine Heldin des Glaubens, eine wahre Deborah des Evangeliums. Man kann sich der Bewunderung nicht enthalten über ihre einfache, schlichte Größe.

Und dieser ihr Glaube war zugleich hingebende Liebe und dienende Selbstaufopferung. Sie ward nicht müde, ihre körperlichen und geistigen Kräfte in den Dienst ihrer Mitgefangenen zu stellen. Sie pflegte die Kranken, sie tröstete die Leidenden, sie suchte den gesunkenen Mut immer wieder aufzurichten. Sie führte für ihre Leidensgenossinnen den brieflichen Verkehr. Wie ein Engel des Trostes erschien sie den unglücklichen Dulderinnen, die bei Tag und Nacht in der grausamsten Gefangenschaft seufzten. Sie tröstet sie, indem sie dieselben darauf hinweist, daß sie Gottes Kinder sind und leiden für seine Sache. Sie ermahnt sie unablässig, daß sie ihre Kniee nicht beugen sollen vor den Idolen und nicht verwerfen sollen das Wort Gottes. Wenn wir uns dem Reiche des Antichrist unterwerfen und die eitlen Lehren von Menschen annehmen würden — meint sie, dann hätten wir nichts zu erdulden von dieser Welt, im Gegenteil, diejenigen, die uns verfolgen, würden uns überhäufen mit Vermögen und Ehren. Aber Gott möge es nicht gefallen, daß wir das teure Erbe der Väter verleugnen. Wir ziehen die Schmach Christi allen Reichtümern der Erde vor und wollen lieber mit dem Volke Gottes leiden als kurze Zeit die Wonnen der Erde genießen. Durch allerlei Aufmerksamkeiten suchte sie das Los der unglücklichen Gefangenen zu erleichtern. Ja, mit einigen derselben verband sie eine aufrichtige Freundschaft, so mit Isabeau Menet, die mit ihrer Schwester Jeanne zuerst nach dem alten Schlosse Pont-Saint-Esprit und von dort nach Aignes-Mortes gebracht worden war. Isabeau Menet rühmt in einem Briefe an ihre Schwester, welch eine treue Freundin sie an Marie Durand gefunden habe, deren Gesichtszüge sie an die Schwester erinnerten.

Karl Lamb.

Punkte ist die außerordentliche Oberflächlichkeit der Argumente mit Händen zu greifen. Nach Kalthoff erzählen die Evangelien „in mehrfachen Wendungen von dem Menschen, der über Land zog und seinen Knechten seine Güter austut und der dann zurückkehrt, um selbst den Ertrag seiner Güter zu fordern, oder seine Beamten sendet, um die fällige Pacht einzutreiben". Das soll nun allein auf die Latifundienwirtschaft in Italien mit ihrem Pachtbetrieb, keineswegs aber auf die kleinbäuerliche Eigenwirtschaft in Palästina passen. In Wahrheit sprechen die Evangelien nur einmal von Landverpachtung, das andere Gleichnis von dem Herrn, der über Land zog, denkt an die Übergabe von Geldvermögen (Matth. 25, 14—30; Luk. 10, 11—17). Also das Reden von „mehrfachen Wendungen" ist ungenau und irreführend. Ferner aber ist gerade das Gleichnis von dem verpachteten Weinberg auch schon von der geschmähten „liberalen" Theologie aus anderen Gründen angefochten worden, zumal von Jülicher. Mir freilich sind Jülichers Gründe nicht als ausreichend erschienen, dem Gleichnis die Echtheit abzusprechen; Kalthoffs Grund beweist mir aber gar nichts. Denn einmal wurde doch auch in Palästina hin und wieder ein Weinberg verpachtet, weil sein Besitzer verreiste, dann aber sind gerade in Italien die geschilderten Zustände unmöglich. Das Gleichnis handelt ja nicht von dem gesetzlichen Latifundienwesen in einem geordneten Staate; denn dann würde unmöglich der Herr mehreremal einen Knecht und dann einen Sohn opfern, und unmöglich würden die Pächter sich ungestraft an dem Sklaven vergehen und dem Herrn den Zins entziehen dürfen. Das Bild weist vielmehr auf die Zustände eines rechtsunsicheren Landes, das der Herr verlassen hat, um etwa in der Ferne Handelsgeschäfte zu treiben. Um nicht die großen Kosten und Gefahren der eigenen Reise zu tragen — auch ist er wohl schwer abkömmlich —, schickt er andere, zuerst Sklaven, dann den Sohn, indem er denkt: sie werden sich scheuen, ihn zu töten, weil sie wissen müssen, daß ich dann alles daran setzen werde, mich zu rächen, wenn ich auch die paar Sklaven verschmerzt habe. Und das sollte das Leben italienischer Pächter malen? Ganz im Gegenteil, nicht gerade nach Palästina, aber sicher in weniger gut verwaltete Provinzen weist das Gleichnis.

Wenn Kalthoff weiter in Bezug auf den Inhalt der Predigt Jesu behauptet, „Jesus" rage über die Gedankenwelt des palästinensischen Judentums weit hinaus, sein Menschheitsideal sei weit mehr das der Stoa als das des jüdischen Nationalismus, sein Gott, der die Sonne scheinen läßt über Böse und Gute, sei über die sittlichen Schranken des alten Jahve hinausgewachsen, so ist doch das alles kein Beweis dafür, daß Jesus nicht ein unter Pilatus gekreuzigter palästinensischer Jude hätte sein können. So abgeschlossen war das Judentum auch in Palästina nicht, daß es nicht Einflüsse aus der Stoa hätte übernehmen können. Die Meinung von der Abgeschlossenheit des palästinensischen Judentums wird immer mehr als Fabel erkannt. Aber es ist nicht einmal richtig, daß Jesu Menschheitsideal dem der Stoa verwandt ist. Es ist nur eine von Bruno Bauer in seinem Buch „Christus und die Cäsaren" geschickt arrangierte und durch besondere Übersetzung gewisser Stellen bei Seneka hergestellte optische Täuschung, die uns Jesus und die Stoa verwandt erscheinen läßt. Und es ist auch gar nicht der evangelische Jesus, der aus Seneka herausgelesen werden kann, wenn man „geschickt" auswählt, sondern der nach Jesaja 53 gezeichnete wortlose Dulder, den die Kirche erst aus Jesus gemacht hat. Der Gottesglaube des Seneka enthält allerdings dem Evangelium stark verwandte Vorstellungen; aber er ist pantheistisch, seine „Götter" sind eben einfach die Natur, während man bei Jesus sehr deutlich das israelitische Erbe fühlt: sein Gott ist eine heilige, gütige Person. Darum ist es doch in Ton und Stimmung ganz anders, wenn auch Seneka sagt: „Wenn du die Götter nachahmen willst, gib auch den Undankbaren Wohltaten; denn auch den Verbrechern geht die Sonne auf und den Seeräubern stehen die Meere offen." Endlich: ist es wirklich undenkbar, daß ein genialer Mensch über den Mutterboden und das Denken seines Volkes hinauswächst, muß er alles Neue von außen lernen? Wie käme dann, wenn dieses Dogma bedingungslos gelten würde, überhaupt ein Fortschritt der Menschheit zu stande? Daß Jesus über die Gedankenwelt des gleichzeitigen Judentums weit hinausgeht, würde doch nur dann etwas beweisen, wenn in seiner Gedankenwelt sich für einen Juden der Zeit Unmögliches fände, wenn er z. B. von später erst geschehenen historischen Vorgängen oder von naturwissenschaftlichen oder technischen Entdeckungen irgend eine Kenntnis verriete.

Wo das irgend der Fall ist, hat es auch die seitherige Kritik anerkannt. Z. B. an einer Stelle differieren die Evangelien in folgender Weise:

Mark. 13, 40: Wenn ihr aber den Greuel der Verwüstung stehen sehet, wo er nicht stehen soll — der Leser merke! —, dann sollen die in Judäa in die Berge fliehen.

Matth. 24, 15: Wenn ihr aber den Greuel der Verwüstung, der durch Daniel (9, 27 u. ö.) geweissagt ist, am heiligen Ort stehen seht — der Leser merke! —, dann sollen die in Judäa auf die Berge fliehen.

Luk. 21, 20: Wenn ihr aber Jerusalem von Feldlagern umgeben seht, dann erkennt, daß seine Zerstörung herangenaht ist.

Hier ist ganz deutlich, daß der Jesus, der im Lukas spricht, schon die Belagerung und Zerstörung Jerusalems kennt, und deshalb ist diese Stelle für unhistorisch zu halten. Die Stelle ist aus anderen Gründen auch in Markus und Matthäus nicht echt, selbst wenn man die Worte: der Leser merke!, die in eine Rede Jesu gar nicht passen, als eine bloße Glosse tilgen wollte.

Oder man lese das Gleichnis von den Weingärtnern. Da finden sich bei Matthäus zwei über Mark. 12, 1—12 hinausgehende Sätze: 21, 41 und 43. Die heißen: „Er wird sie grausam umbringen, und den Weinberg wird er andern Weingärtnern geben, die ihm seine Früchte zu ihrer Zeit abliefern! — Deshalb sage ich euch: Weggenommen wird euch das Reich Gottes werden, und einem Volk wird es gegeben werden, das seine Früchte bringt!" Hier sieht man deutlich, daß diese Zusätze die spätere Christenheit bereits kennen. Sie sind also sicher unecht.

Auch ein Genius kann kein größeres Wissen in solchen Dingen haben, als seine Zeit. Aber daß ein Mensch überhaupt nicht über das Normalmaß des sittlichen und religiösen Lebens seiner Zeit hinausragen, daß er die Ideale seiner Zeit nicht erhöhen und um neue vermehren könne, das ist ein Dogma, das, Gott sei Dank, von der Wirklichkeit in keiner Weise bestätigt wird. Einem Goethe und einem Beethoven kann man nach ihm ebensogut die Existenz abstreiten wie Jesu. Heute ist doch solcher Dogmatismus, und trete er auch als etwas ganz Neues auf, längst überwunden.

Es bleibt also von dieser ganzen Behauptung, daß die Evangelien geschichtlich, geographisch und religiös-sittlich Unmögliches schilderten, nichts als was wir schon wußten, daß nämlich einzelne Stücke der Evangelien von einem späteren Standpunkt und aus bestimmten späteren Tendenzen heraus geschrieben sind. Wir sind aber keineswegs berechtigt, nun alles in Bausch und Bogen für unecht und allegorisch gemeint zu erklären. Es muß da eine viel besonnenere Arbeit geleistet werden. Mit einigen hingeworfenen Behauptungen ist gar nichts getan.

H. Weinel.

Die römisch-katholische Kirche als Erzieherin der Germanen.

Lamprecht hat im ersten Bande seiner prächtigen „Deutschen Geschichte" dargestellt, wie trotz aller Wanderungen und aller starken Berührung mit römischer Kultur die Entwicklung der Germanenstämme in großer Einheitlichkeit und Selbständigkeit sich vollzieht — bis sie der römisch-katholischen Kirche gegenüberstehen. Es ist das Evangelium, die gewaltigste religiös-sittliche Macht der Weltgeschichte, das diese Kirche den Germanen bringt, aber das Evangelium in römisch-kirchlicher Form. „Die Art, wie sie dieser Gewalt sich entgegenstellten, sich ihr

hingaben, ward von immerwährender Bedeutung für ihr Schicksal."

Wie viel stärker der Einfluß des kirchlichen als der des kaiserlichen Rom sein konnte, zeigt Gallien, das seit Cäsars Tagen der völligen Herrschaft Roms unterstand. Nicht das römische Weltreich, sondern die römische Kirche hat die alte keltische Sprache verdrängt und das Land völlig romanisiert. Deutschland verdankt es allein seiner viel stärkeren Widerstandskraft, wenn sein Volkstum dieser völligen Romanisierung entging.

Wann sind zwei fremdere Lebensanschauungen aufeinander gestoßen als damals, wie römische Kirche und germanische Welt sich trafen? Diese Kirche, eng verbunden der greisenhaft müden Lebensauffassung der sterbenden Antike, flüchtend aus dieser dem Fluche verfallenen Welt! Diese Germanenstämme aber haben eben das träumende Kindheitsalter hinter sich, die Zeit wagelustiger, kraftschwellender Jugend hat begonnen. Die ersten kecken Schritte haben sie auf der Weltbühne getan. Sie sind Sieger gewesen, wohin sie ihren Fuß auch setzten; weite reiche Länder haben sich ihnen aufgeschlossen. Staunend sehen sie das römische Reich vor sich zusammenbrechen. Sie ahnen, daß jetzt an sie die Reihe kommt, Weltgeschichte zu machen. Und diese Stämme voll überschäumender Jugendkraft, voll von Lebensdurst, sollen nun lernen, daß alles Irdische ein Nichts, alles Weltleben Sünde ist?

Man muß sich immer wieder die außerordentliche Überlegenheit der römisch-kirchlichen Kultur ins Gedächtnis rufen, man muß sich erinnern der großartigen Erziehungsarbeit dieser Kirche an unserem Volk, um zu verstehen, daß zwei im tiefsten Wesen so verschiedene Gewalten, wie römische Kirche und germanische Welt, so lange Jahrhunderte verbunden bleiben konnten. Es war eben für die germanischen Stämme kein anderer Eintritt in die Weltgeschichte möglich, als durch das Tor dieser Kirche, der Erbin der antiken Kultur, der Hüterin eines überaus reichen, religiös-sittlichen Schatzes. Neben der mächtigen Universalkirche wäre, wie Lamprecht einmal sagt, selbst für geisteskräftige deutsche Stammeskirchen kein Platz gewesen.

Nur unter heftigem Widerstreben der Germanen, nur sehr allmählich faßte die Weltanschauung der Kirche unter ihnen Fuß. An ihre starke Abneigung gegen das Asketisch-Kirchliche denkt wohl der bekannte Goethesche Vers:

„Den deutschen Mannen gereicht's zum Ruhm,
Daß sie gehaßt das Christentum."

Vor allem gegen das Mönchtum, in dem die Weltverachtung der Kirche am schärfsten zum Ausdruck kommt, richtet sich die Abneigung der deutschen Stämme. Von einem Franken, der Weib und Kind verlassen hatte, um sich dem asketischen Leben zu widmen, hören wir, daß er aus Gewissensbedenken über die Berechtigung seines Schrittes das Kloster wieder verläßt. Das war ein Sieg der natürlichen Sittlichkeit über die kirchliche. Ein kirchlicher Schriftsteller jener Tage sieht darin freilich nur „den trügerischen Schein falscher Gerechtigkeit" und klagt, daß diese falsche Gerechtigkeit in Gallien weit verbreitet sei, für uns ein Beweis, daß das natürlich-sittliche Gefühl bei den Franken noch lebhaft gegen das Ideal mönchisch-kirchlicher „Gerechtigkeit" sich wehrt.

Für einen Mann aus fürstlichem Geblüt galt es als höchste Schande, wenn ihm die Haare geschoren und er ins Kloster gesteckt wurde. Selbst Bischöfe und Erzbischöfe haben gegen weltliche Vornehme, die sie schimpflich demütigen wollten, diese Strafe angewandt: sie machten sie zu Mönchen. Wala, von Karl dem Großen mit der Verwaltung des Sachsenlandes betraut, ein in vielen Kämpfen erprobter Held, ging, lebensmüde, ins Kloster. Als eine Fehde ausbricht, tritt er noch einmal unter die Sachsen. Man hört ihm eine Weile zu, dann fragt einer höhnisch: „Und Du willst der sein, den unser ganzes Land als seinen Helden feiert?" Auf seine bejahende Antwort muß Wala die Erwiderung hören: „Du bist nicht so viel wert, wie der Nagel seines kleinen Fingers." Für die Sachsen konnte der Mann in der Kutte unmöglich der einstige Kriegsheld sein. Auch der deutsche Klerus, der hohe wie niedere, widerstrebt dem asketischen Geist. Jagd und Krieg sind auch für viele Geistliche die Lieblingsbeschäftigung. Sind doch in den Jahren 880—908 nicht weniger als zehn deutsche Erzbischöfe und Bischöfe mit den Waffen in der Hand auf dem Schlachtfeld gefallen!

Gerade die Klöster, die der stärksten Abneigung zunächst begegneten, sind dann für Jahrhunderte die Mittelpunkte der Kulturarbeit der Kirche geworden. Die starke Hand Karls des Großen machte sie zu Bildungsstätten, stellte sie in lebendigen Zusammenhang mit dem nationalen Leben, zwang sie in den Dienst nationaler Kultur. Wahrhaft Großartiges haben die Klöster des Frühmittelalters auf deutschem Boden geleistet. Es genügt, zum Belege einen einzigen Namen zu nennen: St. Gallen! Daß hier in der Stille des Klosterfriedens der Sinn für die von der Kirche gebannte deutsche Heldensage wieder erwachte, wird das Waltarilied des Mönches Ekkehard allen Zeiten bezeugen. Und wer könnte es je vergessen, wie in den St. Galler Klostermauern die junge deutsche Sprache zuerst die Fittige geregt hat!

Aber der von Karl dem Großen geknüpfte Bund zwischen Kloster und deutsch-nationaler Kultur hat für die Dauer nicht stand gehalten. Im 11. Jahrhundert eroberte die mächtig erneuerte strenge Askese aufs neue die Klöster, sie wiederum in den Dienst einer welt- und lebensfremden Frömmigkeit stellend.

Unter den Franken zunächst hatte die Gewalt der Kirche reißende Fortschritte gemacht. Schon König Chilperich I. klagte: „Siehe, unser Schatz ist leer geworden, unser Reichtum ist an die Kirchen gefallen. Niemand herrscht, als allein die Bischöfe." „Die fränkische Kirche," sagt Lamprecht, „ward über Nacht zu einer sozialen Macht ersten Ranges und hat dem Königtum einige seiner stärksten Lebenswurzeln entzogen." Mit der größeren Autorität der Kirche wächst natürlich der Einfluß der von ihr vertretenen Lebensanschauung. Es häufen sich namentlich unter den Franken die Namen der vornehmen Männer und Frauen, die ihren Lebensabend im Kloster zubringen. Die Schenkungen an die Kirche um das Seelenheil der Geber willen nehmen erstaunlich zu. Ja, es kommt vor, daß Eltern ihre Kinder völlig enterben, um ihr Hab und Gut einem Kloster zu vermachen. Die Kinder irren mittellos in der Welt umher.

Auch die übrigen deutschen Stämme können sich auf die Dauer dieser mit dem katholischen Christentum eindringenden Lebensanschauung nicht entziehen. Im 11. Jahrhundert dringt von Frankreich her jener mächtige asketische Zug ein, der in kurzer Zeit Kirche und Kloster durchdrang. Das Zeitalter Gregors VII., des starren Mönches, des großen Papstes beginnt.

Schärfer und schroffer noch wird der Gegensatz gegen alles „Weltliche" jetzt ausgesprochen. Der Staat ist ein Werk des Satans. Gregor selbst schreibt an den Bischof Hermann von Metz: „Wer weiß nicht, daß die Könige und Fürsten von denen stammen, die Gott nicht kennen und durch Hochmut, Raub, Treulosigkeit, Mord, überhaupt durch Verbrechen fast aller Art mit Beihilfe des Teufels als des Fürsten dieser Welt in blinder Gier und unleidlicher Anmaßung nach der Herrschaft über ihresgleichen gestrebt haben." Cölibat und Ehe verhalten sich wie Himmel und Hölle. Pflichten gegen die Eltern hat nach Bernhard von Clairvaux nur, wer der Welt dient; wer Gott dient, ist von solchen Pflichten frei. Die Arbeit ist nur eine Folge des Sündenfalls. Im Paradiese gab es solche nicht, und Christus hat 30 Jahre auf Erden ohne jede Beschäftigung gelebt, nur dem Verkehr mit seinem himmlischen Vater hingegeben. Das freiwillige Betteln ist eine Tugend der christlichen Vollkommenheit. Die weltliche Wissenschaft nennt der Kanzler Gregors „Torheiten" und „Possen".

Von nun an fehlt es in der deutschen Welt nicht an ähnlichen Stimmen. Da weigerte sich der Erzbischof Konrad von Salzburg dem deutschen Könige den Treueid zu leisten, denn er hält es für ein Sakrilegium, die priesterlichen, mit dem heiligen Öl gesalbten Hände in die blutbefleckte Hand eines weltlichen Herrschers zu legen und durch die Leistung des Treueids zu beschmutzen. Da ist für Cäsarius von Heisterbach „jeder Reiche ein Dieb oder eines Diebes Erbe". Da ruft Elisabeth von Thüringen aus: „Gott ist mein Zeuge, selbst

meine geliebten Kinder, die ich so zärtlich umfaßte, betrachte ich jetzt als Fremde." Sie gab ihre Kinder in zartestem Alter fort, um dafür fremde mit aufopfernder Hingebung zu pflegen. Das ist wahrlich Heroismus, wie wir ja oft genug Veranlassung haben, die entschlossene Kraft zu bewundern, mit der das Mittelalter seinen Idealen nachging, aber es ist auch Unnatur, wie die ganze mittelalterliche Lebensauffassung in ihrem Kern Verleugnung der Natur ist. Aber niemals noch hat die Natur, die große, ungestraft ihre allgültigen Gesetze verleugnen lassen.

Die Kreuzzüge stellen den Höhepunkt kirchlicher Allgewalt dar. Ein Mönch ruft das Abendland auf, und Tausende und Abertausende ziehen aus, auch das Morgenland für das Papsttum zu erobern. Zwei Jahrhunderte hielten die Kreuzzüge das Abendland in Atem. Neben den großen Heeren sind unaufhörlich kleine Scharen oder einzelne Pilger und Wanderer die Straße der Kreuzfahrer gezogen, eine unübersehbare Menge. Die Kreuzzüge bedeuten einen mächtigen Vorstoß des Abendlandes gegen das Morgenland, und doch ist sicher die geistige Physiognomie des Abendlandes durch sie viel stärker verändert worden als die des Orients. Welch eine Erweiterung des geistigen Horizonts, wieviel neue Wege für Handel und Wandel! Die kulturgeschichtliche Bedeutung der Kreuzzüge steht an Gewicht nicht zurück hinter der Entdeckung der neuen Welt, die in den Tagen des Kolumbus geschah; im Gegenteil, man wird die Wirkung der Kreuzzüge als noch unmittelbarer, noch tiefergreifend zu bezeichnen haben. Den Augen des Abendlandes tat eine neue Welt sich auf, die nicht christlich war. Die Grenzen des kirchlichen Machtgebietes werden jedem deutlich. Man muß diese nichtchristliche Welt zuletzt als eine gleichberechtigte anerkennen. Der üble Ausgang der Kreuzzüge legt auf manche Lippen die zweifelnde Frage, warum denn Gott auf seiten der Ungläubigen und nicht der Christen kämpfe. Wir begreifen das Gewicht eines solchen Problems im Zeitalter des südafrikanischen Krieges, der vielen die Frage nach der Gerechtigkeit des göttlichen Weltregiments zu einer brennenden machte.

Orientalische Mystik und orientalische Skepsis tauchen im Gefolge der Kreuzzüge im Abendland auf. Ist doch das berüchtigte Wort von den drei Betrügern, welche die Menschheit betrogen, in jenen Tagen, unter dem Einfluß der intimen Berührung der Religionen geboren. Das Wichtigste aber ist, daß die Erschließung des Orients mit seinen Wundern die Menschen des Abendlandes mit tausend neuen Fäden an das Diesseits band; die hochgespannte asketische Stimmung schlägt in Weltfreudigkeit um.

Die Zeit der unbedingten Herrschaft der Kirche ist endgültig vorüber. Der Kampf der Kirche um die Erhaltung ihrer Herrschaft gegenüber einem selbständig gewachsenen geistig-bürgerlichen Leben beginnt. Rahlwes.

Die Zukunft des Protestantismus.

Ein Appell zur Freiheit.

I.

Die Krankheit und der Tod des Papstes Leo XIII. sind auch an uns Evangelischen nicht spurlos vorüber gegangen, sondern haben auch uns nicht wenig bewegt. Auch unter uns hat niemand dem langsam sterbenden Greise sein menschliches Mitgefühl versagen wollen. Und doch haben wir die ganze Zeit über peinliche Empfindungen nicht unterdrücken können, sobald wir in den Zeitungen von den Vorgängen in Rom zu lesen bekamen. Wir hörten von einem todkranken alten Manne, der doch, wenn die Berichte nicht logen, selbst angesichts der Ewigkeit noch von dem ganzen Selbstgefühl seiner Macht erfüllt geschäftig segnete; von der Devotion seiner Kardinäle, deren Herz doch nicht mehr bei der Sache war, sondern schon dem Nachfolger galt; vom feierlichen Zerbrechen des Fischerringes, als ob zwischen dem Fischer Petrus und dem thronenden Papste noch die geringste Ähnlichkeit bestünde; von dem Prunk, mit dem die heilige Leiche umgeben und beigesetzt wurde; von fieberhaften und doch so zeremoniellen Vorbereitungen der Papstwahl, fein gesponnenen Ränken und diplomatischen Erwägungen; schließlich von der schwülen Arbeit des Konklaves und der ersten Adoration vor Pius X. Das alles steht uns in schreiendem Widerspruch zu unseren innersten, heiligsten Überzeugungen. Handelt es sich hier wirklich um Religion? Besteht noch ein Zusammenhang mit dem Wort des Nazareners, er sei nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zur Erlösung für viele?

Und doch, wir können nicht verkennen, so abstoßend uns dies ganze Treiben vorkommt, daß im Papsttum noch heute eine wirkliche, geistige Großmacht vorhanden ist und uns gegenübersteht. Das Papsttum ist nicht nur ein Erbstück aus dem Mittelalter, das an seinem eigenen Widersinn in absehbarer Zeit zu Grunde gehen müßte, sondern eine noch immer lebendige Größe, deren Macht unter dem letzten Papste eher gewachsen, als kleiner geworden ist. Denn die päpstliche Kirche versteht sich auf Beherrschung der Masse und weiß ihr zu imponieren. Sie nimmt den Menschen, wie er nun einmal ist, in seinem Hange, möglichst bequem mit den Fragen der Ewigkeit fertig zu werden, in seiner Neigung, sich durch Sehenswürdigkeiten befriedigen zu lassen. Und die Leute kommen geströmt und gucken sich die Augen aus, die Reporter schreiben, die Zeitungen drucken! So ist das Zentrum in Deutschland, dem Lande der Reformation, ausschlaggebende Partei geworden. Selbst das Kaisertum beugt sich vor der Macht Roms; nicht, weil es das gern täte — denn wir haben keinen Grund, an den Versicherungen unseres Kaisers zu zweifeln, daß er mit ganzer Seele Protestant sei —; aber das Kaisertum beugt sich, weil es muß. Denn es muß mit den gegebenen Größen rechnen. Keine Regierung ist im stande, zumal in einem so komplizierten Volkskörper, wie unser Deutsches Reich, sich die Verhältnisse ohne weiteres nach Wunsch umzuschaffen. Sie kann höchstens Direktiven zu geben versuchen. Meist kann sie auch das nicht, denn alle Dinge haben ihre eigene Schwerkraft, sondern muß sich darauf beschränken, die vorhandenen Volkskräfte, Verhältnisse und Strömungen dem Staatsgedanken dienstbar zu machen. Wo aber ist der Protestantismus, der eine wirklich respektable Größe wäre, der im Bewußtsein seiner Kraft sich zur Verfügung stellen oder auch falschen Zumutungen Widerstand leisten könnte? Kann man's der Reichsregierung und den Parlamenten so sehr verdenken, wenn sie über ihn als quantité negligeable zur Tagesordnung übergehen?

Dies alles ist nun freilich erst recht dazu angetan, peinliche Empfindungen in uns hervorzurufen. Denn es enthüllt unerwünschte Zustände und schwere Gefahren. Aber es zeigt zugleich den Weg der Abhilfe. Die Sache steht nicht so, daß wir willenlos und hoffnungslos der Entwicklung der Dinge harren müßten. Es ist vielmehr unsere eigene Sache, den Protestantismus zu einem so starken und unwiderstehlichen Faktor zu machen, daß jede Regierung um ihrer selbst willen mit ihm rechnen muß. Wir sind nicht darauf angewiesen, in stummer Furcht uns mit der Frage zu quälen: „kommt das Verhängnis oder kommt es nicht?" Sondern wir selbst sind im stande, etwas zu tun. Wir selbst können verhindern, daß unser Volk weiter verrömelt, und können helfen, daß uns die Güter des Protestantismus, Glaubens- und Gewissensfreiheit, Wissenschaft, Philosophie, Dichtung und Vaterlandsliebe ungeschmälert erhalten bleiben. So spitzt sich also die gegenwärtige religiöse Lage zu der Frage zu: welche Mittel und Wege gibt es, dem Protestantismus die ihm gebührende Beachtung im Volksleben zu sichern?

Darauf hat man sogar in freisinnigen Kreisen geantwortet: Wir müssen von Rom lernen. Wir müssen gleichfalls unser protestantisches Kirchenwesen imponierender gestalten. Wir brauchen wieder Bischöfe, die selbst dem blöden Auge eindrucksvoll sichtbar machen, daß auch wir Protestanten noch da sind, und was unsre Kirche wert ist. Wir brauchen größere Pracht des Gottesdienstes; wir müssen ihn ausschmücken, wie immer wir können, um ihn fesselnder und stimmungsvoller zu gestalten. Wir brauchen eine stärkere Kirchenverfassung und deshalb völlige Loslösung vom Staate. Weiter hat man gefordert genau festgesetzte, weitgehende Herrschaft der Kirche über die

Schule, ja, Dienstbarkeit des Staates unter kirchliche Gesichtspunkte — den „christlichen“ Staat. Aber dies alles würde uns nichts nützen, sondern uns im Gegenteil ruinieren. Über Einzelheiten, soweit sie sachlich berechtigt sind, ließe sich reden, aber der Grundzug dieser Vorschläge ist falsch und verderblich. Es würde bei ihrer Befolgung nichts anderes herauskommen, als eine armselige Wiederholung, ja, eine Karikatur der römischen Kirche, die wir in ihrer weltlichen Größe und Machtvollkommenheit doch nie erreichen würden, selbst wenn wir es wollten. Aber wir dürfen es gar nicht wollen, denn es widerstreitet dem innersten Geiste des Protestantismus. Was uns not tut, ist nicht, daß wir römischer, sondern daß wir protestantischer werden. Wir haben in unsrer Kirche nicht zu wenig, sondern viel zu viel von Rom. Wahrhaftig, nicht jene ängstlichen Gemüter haben recht, die das Heil und die Zukunft des Protestantismus in neuen, der päpstlichen Kirche abgelauschten Formen und äußeren Machtbefugnissen erblicken, sondern der Apostel Paulus hat ausgesprochen, worauf es noch heute ankommt, als er den Galatern zurief: „Für die Freiheit hat uns Christus befreit; so stehet nun fest und lasset euch nicht wieder ins Joch der Knechtschaft bannen!“

In diesen Worten liegt ein wundervolles Zutrauen zu den Menschen und zur Wahrheit der Religion. Dies Zutrauen kennt die römische Kirche nicht. Denn sie ist auf den Durchschnitt der Menschen zugeschnitten und hält sie nun ganz naturgemäß für der Leitung überaus bedürftig. Sie läßt der Masse der Gläubigen gerade so viel Freiheit, als nötig ist, sie bei guter Laune zu erhalten, also oft mehr, als gewissenhafte Protestanten verantworten könnten. Im übrigen heischt sie Gehorsam und regiert. Sie verbietet die Glaubens- und Gewissensfreiheit und sagt: glaubst du auf eigene Faust, dann gehst du sicherlich in die Irre. So wenig werbende Überzeugungskraft traut sich der Katholizismus innerlich zu! Diese Selbsterkenntnis ist ihm durch die Geschichte aufgenötigt. Der Protestantismus dagegen ist nicht auf dem Durchschnitt der Menschen, sondern auf den Tiefen der menschlichen Seele aufgebaut. Er sieht in jedem Menschen ein Gotteskind oder doch die Bestimmung, ein Gotteskind zu werden. Er rechnet darauf*), daß das Evangelium etwas so Einfaches und Erhabenes, deshalb Reiches und wahrhaft Menschliches ist, daß es am sichersten zur Geltung kommt, wenn man ihm völlige Freiheit läßt. Er ist der Zuversicht, daß das Evangelium durch seine eigene Kraft und Wahrheit in den einzelnen Seelen wesentlich dieselben Erfahrungen und Überzeugungen schaffen wird. Und in diesem seinen Zutrauen zu sich selbst und den Menschen hat der Protestantismus wohl bisher manche Enttäuschung erfahren, aber doch nicht Schiffbruch gelitten. Trotz der großen, persönlichen Freiheit, die er seinen Gläubigen läßt, trotz der Mannigfaltigkeit der Ansichten und Richtungen, die sich nunnaturgemäß heraus bilden mußten, ist doch eine wirkliche geistige Gemeinschaft evangelischer Christen entstanden. Es gibt unter uns gemeinsame Überzeugungen in allen Hauptpunkten der Lehre und Praxis, und diese Gemeinschaft umfaßt Reformierte und Lutheraner, Calvinisten und Sekten, Orthodoxe und Liberale, Deutsche und Außerdeutsche. Dieser gemeinsame religiöse Besitz ist unvergleichlich viel wertvoller, als die Verschiedenheiten gefährlich sind. Denn er ist nichts Erzwungenes, das dahinfällt, sobald der äußere Zwang nachläßt, sondern frei gewachsen, aus den Tiefen der Seele und ihrer Erfahrung geschöpft, — von Gott uns geschenkt.

Brandenburg a. H. Dietrich Graue.

*) Harnack, Wesen des Christentums, S. 172.

Umschau.

(Ein Blatt aus der hamburgischen Kirchengeschichte.) Nachdem die von uns in Nr. 31 erwähnte Angelegenheit der Pastorenwahl in Harvestehude zum Abschluß gekommen ist, sei es uns gestattet, ihre Hauptdaten zu einem Blatt aus der hamburgischen Kirchengeschichte — freilich nicht zu einem Ruhmesblatt — zusammenzustellen.

I. Für das erledigte Pastorat in Harvestehude wird in Aussicht genommen Herr Friedrich Mahling, Vorsteher der Hamburger Stadtmission, obgleich er weder hiesiger Geistlicher noch ein hiesiger Kandidat ist, noch auswärts ein selbständiges Pfarramt geführt hat. Dieser Herr ist also nach § 29 der Kirchenverfassung nicht wählbar.

II. In der Sitzung des Kirchenvorstandes zu Harvestehude, in der der weitere Wahlaufsatz gemacht wird, erscheinen 4 Mitglieder des Senats, die durch ihren Wohnsitz im Kirchspiel nach der Verfassung berechtigt sind, an Pastorenwahlen teilzunehmen, geben ihre Stimme für Pastor Mahling ab und bringen ihn dadurch mit 14 Stimmen auf den Aufsatz, während sein Gegenkandidat, der mittelparteiliche Pastor Aly, 11 Stimmen erhält. Die Mehrheit des Kirchenvorstandes hat also für Aly und gegen Mahling gestimmt.

III. Dasselbe wiederholt sich bei der Bildung des engeren Aufsatzes, auf dem gleichfalls mit Hilfe der Senatsmitglieder Pastor Mahling erscheint.

IV. Der engere Aufsatz wird dem Kirchenrat (als der kirchlichen Behörde) zur Begutachtung eingereicht, und der Kirchenrat beschließt, daß Pastor Mahling, wenn er gewählt werden sollte, ein abgekürztes Examen zu machen habe, um die Fähigkeit zu einem hamburgischen Pastorenamt zu erwerben. Für diesen Beschluß stimmen unter anderen die beiden Senatoren, die Mitglieder des Kirchenrats sind, und der Senior.

V. Dieser Beschluß des Kirchenrats wird in der Sitzung des Kirchenvorstandes zu Harvestehude, die zum Zweck der Wahl des Pastors zusammengetreten ist, von dem vorsitzenden Senatsmitgliede aufs schärfste kritisiert. Der anwesende Vorsitzende des Kirchenrats schließt sich dieser Kritik seines eigenen Beschlusses völlig an. Darauf wird Herr Pastor Mahling gewählt, der vorher ausgesprochen hat, daß er sich dem vom Kirchenrat verlangten Examen keinesfalls unterwerfen würde.

Wieder stimmen von den Mitgliedern des Kirchenvorstandes nur 8 für Pastor Mahling. Er erhält aber die Stimmen von 4 Senatsmitgliedern und dem Senior, so daß er mit 13 Stimmen gewählt wird gegen 10, die seine Gegenkandidaten erhalten.

VI. Diese unter so eigentümlichen Umständen zu stande gekommene Wahl wird vom Senat nach wenigen Tagen bestätigt, ohne daß auf den Beschluß des Kirchenrats die geringste Rücksicht genommen wird.

Kirchliche Nachrichten.

Allgemeines.

Der Evangelische Bund wird nach folgender Ordnung seine **16. Generalversammlung** vom 28. September bis 1. Oktober in **Ulm** halten. 28. September: Beratungen, abends 8 Uhr Begrüßungsversammlungen. Ansprachen: Lic. Dr. Holzinger, Stadtpfarrer Weitbrecht, Vikar Mahnert aus Mahrenberg (Steiermark), Pastor Horn, Halberstadt. — 29. September: Nach Verhandlungen am Vormittag, 5 Uhr Festgottesdienst im Münster: Prälat von Weitbrecht, Stuttgart. 8 Uhr Volksversammlungen: Pfarrer Fikenscher aus Fürth, Professor D. Arnold aus Breslau, Superintendent D. Meyer aus Zwickau, Dekan Dr. Wurster aus Blaubeuren, von Pilis aus Berlin, Pfarrer Schweitzer aus Straßburg. Am 30. September: Nach Konferenzen um 10 Uhr öffentliche Hauptversammlung in der Dreifaltigkeitskirche. Professor D. Kolde aus Erlangen: Der Staatsgedanke der Reformation und die römische Kirche. 5½ Uhr: Gottesdienst im Münster. Donnerstag, 1. Oktober, vormittags: Gesamtvorstandssitzungen.

Universitäten. Mancherlei Vorkommnisse aus dem akademischen Leben sind nach den Ferien zu berichten: An Stelle des verstorbenen Professor D. Schultz in Göttingen wurde Professor D. Hermann in Marburg berufen; da er den Ruf ablehnte, ist nunmehr Professor D. Kattenbusch nach Göttingen berufen worden, und dieser hat angenommen. — Der außerordentliche Professor D. Kunze in Leipzig folgt einem Ruf an die theologische Fakultät in Wien an Stelle des Hofrats und Professors D. Frank, der in den Ruhestand tritt. — Professor Lic. Thümmel in Jena wurde zum ordentlichen Professor für praktische Theologie ernannt. — In Breslau starb am 14. Juli der Professor für neutestamentliche Theologie D. Hahn nach mehr als 50jähriger Lehrtätigkeit im 81. Lebensjahre. — Privadozent Lic. Richard Grützmacher in Greifswald folgt einem Ruf als außerordentlicher

Professor für systematische Theologie nach Rostock. — **Ehrenpromotionen:** Der Leiter der Baseler Missionsgesellschaft, Inspektor Oehler, wurde von Tübingen, der Vorsitzende des Evangelischen Bundes, Graf Wieko zu Wintzingerode-Bodenstein, von Jena, Kirchenrat Frohnhäuser aus Anlaß der Einweihung der Christuskirche in Mainz von Gießen zu Ehrendoktoren der Theologie ernannt. — Professor Thümmel-Jena wurde von der theologischen Fakultät in Bonn, Friedrich Naumann und Gustav Frenssen von der theologischen Fakultät in Heidelberg anläßlich des Jubiläums der Universität zu Ehrendoktoren der Theologie ernannt. Der Kirchenhistoriker D. Adolf Hausrat in Heidelberg wurde bei derselben Feier von der philosophischen Fakultät zum Ehrendoktor ernannt neben u. a. Peter Rosegger.

Ein Wort über die Presse. Die Römischen haben einen Papst, Pius X., und wir haben nun hoffentlich bald Ruhe mit dem Geklatsche und Gewäsche der Zeitungen über den Vatikan. Es ist kaum je klarer zu Tage getreten, wie in diesen Wochen, auf welchen Tiefstand des Klatsches die Journalistik unserer Tage angelangt ist. Ein Blatt nannte die in Rom bei der Jagd nach dem Neuesten Allerneuesten aus dem Vatikan verrückt gewordenen oder umgekommenen Reporter Opfer ihres Berufes, sie werden füglich richtiger als die Opfer der Verkommenheit unserer Presse bezeichnet, die ihren hohen idealen Beruf, eine Lehrerin des Volkes zu sein, vergessen zu haben scheint und sich zur Klatschbase für jedermann herabgewürdigt hat.

Protestantisches.

(**Rheinland.**) Der große Sturm, der vor hundert Jahren einsetzte und das alte römische Reich deutscher Nation so lange schüttelte, bis es zusammenbrach, hat an vielen Stellen Traditionen gebrochen und Freiheit geschaffen. So verdankt die evangelische Gemeinde Aachens der Annektierung dieser Stadt durch Napoleon freie Religionsübung. Napoleon wies ihr zum öffentlichen Gottesdienst die katholische St. Annakirche zu. Am 17. Juli hat die evangelische Gemeinde durch Gottesdienst und Gemeindefestlichkeiten dieses Tages froh gedacht. Aachen zählt 7500 Evangelische, die zwei Kirchen, die neue Christuskirche und jene alte Annakirche, ihr eigen nennen.

Römisches.

Graf Hoensbroech hat nun im Juliheft seiner Zeitschrift „Deutschland" (bei C. A. Zwetschke & Sohn in Berlin, Einzelpreis des Heftes 2,50 ℳ) „Der Zweck heiligt die Mittel." Mein Beweismaterial gegen Kaplan Dasbach veröffentlicht und Dasbach hat in der „Trierer Landeszeitung" geschrieben: „Er hat bewiesen, daß viele Jesuiten lehren, man dürfe aus einem wichtigen Grunde oder zu einem guten Zwecke manchmal etwas Böses geschehen lassen oder zu einer Sünde Gelegenheit bieten, auch wenn man sie verhindern könnte. Das ist der erste Beweis. — Aber einige Jesuiten gehen noch weiter und sagen, man dürfe sogar in gewissen, genau bestimmten Fällen einem Menschen zu einer geringeren Sünde raten, ihn dazu auffordern, um eine größere zu verhindern. Das ist der zweite Beweis, und mit diesen beiden Beweisen ist das, was zur Sache gehört, erschöpft." Damit ist indirekt zugestanden, daß Jesuiten in ihren Schriften den Grundsatz: „Der Zweck heiligt die Mittel" vertreten. Das Geld, 2000 Gulden, hat Dasbach u. W. noch nicht gezahlt.

Bischof Benzler aus Metz hat, wie die „Chronik" berichtet, am 20. Juli auf das Gesuch französischer Ordensleute, sich in seinem Sprengel anzusiedeln, den Bescheid gegeben, er könne ihnen diese Erlaubnis nicht erteilen, da schon sehr viele Mönche in seinem Sprengel ansässig seien.

Die Bischofkonferenz in Fulda, an der bisher nur preußische Bischöfe teilnahmen, soll auch die süddeutschen Bischöfe umschließen. Bei Besprechung dieser Nachricht entdeckt die „Germania" ihr großdeutsches Herz und wütet gegen den Partikularismus — ein komischer Anblick für den, der ihre Freude an der bajuwarischen Deutlichkeit der kochenden bayerischen Volksseele aus Anlaß des Swinemünder Kaisertelegramms gesehen hat, als die blinde Wut des Zentrums dort den Kultusetat umbringen wollte, und der ihre heimlich leisen Sympathien für die polnischen Brüder kennt.

Reformkatholizismus. Heinrich Holtzmann hat in Heft 5 der „Protestantischen Monatshefte" (Verlag von Georg Reimer, Berlin) einen ausgezeichnet orientierenden Artikel, der das gesamte Gebiet der theologischen Arbeit dieser eigentümlichen Richtung innerhalb der der katholischen Kirche überschaut und uns vor allem die Bestrebungen und Leistungen der außerdeutschen Reformkatholiken, eines Duchesne, Loisy, d'Hulst, Erzbischof Mignot von Albi in Frankreich, Abbé Coeur Rosmini Jeremias Benomelli, Salvatore di Bartolo, Kardinal Capecelatro, Salvatore Minocchi, Umberto Fracassini, Friedrich von Heigel, Giovanni Genocchi Paolo Savi und Giovanni Semeria, Raffaele Mariano, Alessandro Chiapelli, Baldassare Labanca in Italien mitteilt. Man ist erstaunt über die Fülle der Namen, erstaunt beim Lesen von H's Artikel, den er überschrieben hat: Das Urchristentum und der Reformkatholizismus, über die Freiheiten, die einzelne sich erlauben, aber H. warnt: „in dieser Bewegung irgendwie eine Tendenz in der Richtung zum Protestantismus zu erblicken. — Die Reformation ist auch für die weitherzigsten Theologen eine unbegriffene, vielleicht auch überhaupt unbegreifliche Sache." „Die Reformation hat die Kirche, die Einheit der abendländischen Christenheit zerrissen — darin gipfelt und faßt sich zusammen, alles, was es in dieser Beziehung zu klagen gibt auch auf reformkatholischer Seite." Und nun folgt eine wundervolle Beschreibung der reformatorischen Tat: „Als ob die Sprengung der Kette, welche uns an das irrationellste und irreformabelste aller Institute, an den unerträglichsten Vergangenheitsballast, welchen die moderne Menschheit mit sich schleppen soll, fesselt, nicht die unerläßliche Vorbedingung für Herausarbeitung einer gesunden Volkskraft und menschenwürdigen Selbstständigkeit von Persönlichkeiten wäre, die auf eigenen Füßen zu stehen vermögen, weil sie den Schwerpunkt ihres sittlichen Wirkens im eigenen Gewissen haben." Komisch wirkt auf ihn die Verachtung und Geringschätzung, mit der die Reformkatholiken auf uns herabschauen. Er achtet die Treue, mit der jene an ihrer Kirche hängen, „auch wo sie uns nur die unüberwindliche Zauberkraft der Suggestion beweist". „Andererseits," so schließt Holtzmann seine reichen Ausführungen, „tragen uns gerade die auf der ganzen Linie des Reformkatholizismus begegnenden Enttäuschungen, seine stets mit reicherer Aussicht auf eine nähere oder fernere Niederlage unternommenen Anläufe, seine Feldzüge, die mit unvermeidlicher Notwendigkeit immer wieder Rückzüge werden, um die reichlich gestärkte und gefestigte Überzeugung von dem Recht der großen Kirchenspaltung des 16. Jahrhunderts, von dem Segen des ein für allemal vollzogenen und in keiner Weise rückgängig zu machenden Bruches mit dem gesamten mittelalterlichen System der Kirchenherrschaft und Kirchenherrlichkeit ein. Mit erneuter Dankbarkeit blicken wir zu dem geschmähten Reformator, wahrhaftig als einem ganzen Manne auf. Wir haben ein eigenes Gewissen, unser Gewissen in, nicht außer uns; damit erleben wir unsern Gott selbst und empfangen Heil und Seelenfrieden aus erster Hand. „Strick ist entzwei, und wir sind frei!" Das bedeutet, wo es auf Erforschung des Urchristentums, auf Kritik der biblischen Urkunden ankommt, unter anderem auch, daß bei uns der Flug freier Beurteilung kirchlicher Vergangenheit nicht dem Ansturm von im Zimmer eingesperrten Insekten wider das Fensterglas gleicht.

Alle 20 Tage ab Hamburg und ab Konstantinopel

Mittelmeer- und **Orientfahrten**

nach Lissabon, Gibraltar, Algier, Tunis, Malta, Pyräus, Smyrna, Konstantinopel.

Man verlange Prospekt P!

Passage und Verpflegung I. Klasse bis Konstantinopel von **M. 300.**— an.

Deutsche Levante-Linie, Hamburg.

Neu! Soeben erschienen!

Bilder aus der Geschichte Bremens im 19. Jahrhundert.

Von **Johann Beyer, Bremen.**

Preis 3 ℳ.

Ein überaus wertvolles und liebenswürdiges Buch nicht nur für alle Bremer im In- und Auslande, sondern auch für alle, die sich für Bremens Geschichte und Geschicke interessieren. Das Buch schildert eingehend, aber in frischer, volkstümlicher Weise die wichtigsten Begebenheiten einer ereignisvollen Zeit, die für die alte Hansestadt an der Weser von höchster Bedeutung war. Es ist kein trockener Forscherstil, keine langweilige Aufzählung geschichtlicher Ereignisse, die Schilderungen sind historisch unantastbar, dabei reizvoll und interessant wiedergegeben. Es ist ein Volksbuch wie es sein soll.

Vorrätig in jeder besseren Buchhandlung.

Verlag von **Carl Schünemann, Bremen.**

Emmer-Pianinos Flügel — Harmoniums.

Firma 1870 gegründet

Bei Barzahlung höchster Rabatt und Freisendungen bei Abzahlung entsprechend. Erstklassige Fabrikate.

Längste Garantie. Allerhöchste Auszeichnung. Fabrik: **Wilhelm Emmer,** Berlin 259, Seydelstraße. Preisliste, Musterbuch umsonst.

Rheumatismus- und Gicht-Kranken teilt unentgeltlich mit, was ihrer lieben Mutter nach jahrelangen, gräßlichen Schmerzen sofort Linderung und nach kurzer Zeit vollständige Heilung brachte.

Marie Grünauer
München, Buttermelcherstr. 11/I.

Herausgeber: Pastor **Emde** (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger **M. Fischer,** Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Druck von **Carl Schünemann,** Bremen.